

Die Neue Welt

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Der Schatten.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Bald darauf sitzt die Violanta neben dem Kreuzwirt auf dem Brettis seines Leiterwagens, hat Sonntagstaat an, ein schwarzes Kleid, in dem sie ganz fürnehm aussieht, und reicht noch einmal der Hoferin, die ihr gute Lehren gibt, mit einem festen „Ach will's recht machen, Frau“, die Hand. Dann zieht das kleine struppige Bergpferd an und die Fahrt geht talauf. Die Häuser von Andernthalen bleiben bald zurück. Nun ist die Aussicht wieder die, wie sie weiter unten im Tal auf der Violanta ihrer ersten Reise gewesen ist, eine breite, wie eine Schlange sich hinauf ins Gebirge windende Straße, ein Wildbach, ihr bald zur Rechten, bald zur Linken, grüne Lehnen, graues Gebirg, hoch unter dem Himmel herabschimmernde Firnzinnen. Nur der Wald kommt immer mehr hinter den bergan Fahren den zu liegen, es wird kabler über ihnen, näher treten die Felswände zusammen; fast ist es, als müßte das Pferd nach kurzer Reise gegen einen Bergwall prallen, in dem kein Durchweg mehr ist. Der Tag ist just so klar, wie der Violanta ihr erster Reisetag gewesen. Der Wind, der ihr entgegenweht, ist frischer, fast rau; das Mädchen beut ihm gern den bloßen, dunklen Kops; es wird ihr sonderbar leicht hinter der Stirn und klar; leicht ist ihr auch im Herzen, obwohl die Klugheit darin wach ist, wie es abermals mit ihr werden wird.

Der Hofer neben ihr knallt mit der Peitsche, pfeift eines vor sich hin, steckt auch einmal eine Peise an; geschprächig ist er nicht groß, obwohl er manchmal der Violanta ein Wort hinwirft oder mit dem Peitschenstiel zeigt, wenn es am Weg irgendetwas zu sehen gibt, was dem Mädchen neu sein kann. So fahren sie durch Schattenhalb, auf das der gewaltige Kotsfirn niederleuchtet, fahren in die finstere Schölleneischlucht hinein, wo die Straße sich wie sehen an den Felswänden hindrückt, fahren hinauf und hinauf, durch ein ganz nachtschwarzes Felsentor zuletzt, und fahren auf einmal auf einem tal-ebenen Weg in ein weites, flaches, grünes Land hinein, um das herum, wie riesige Häge die Alpweide schützend, grüne, baumlose Hügel stehen. Hinter den Hügeln ragen die Felsen neuer Gebirgsflöcke auf, und ein ganzer Kranz in der Sonne stammender Gletscher ist über den höchsten Saum der das Bergtal grenzenden Gottesmanern gelegt.

Der Hofer sieht die Violanta an und lacht: „Welt, da bist noch nie gewesen?“ sagt er. Was

er nicht beifügt, klingt aus seiner Stimme: Welt, da oben ist's aber schön!

Das Mädchen tut einen tiefen Atemzug, der in einem stotternden Seufzer endet. „Neins!“ sagt sie; vor Stammen hat sie kein anderes Wort. Der Wagen rasselt die Straße weiter, einer Häusergruppe zu, die mitten auf dem grünen Mattenteppich vor ihnen steht. Die Sonne leuchtet auf sie nieder, Staub steigt unter den Wagenrädern auf, aber der Wind hat da oben einen so kernfrischen Atem, daß der Staub nicht in die Höhe kann. Auf ihrem Brett sitzen der Hofer und die Violanta und baden in dem Herrgottsleuchten der Sonne und in der Firluft, und einer, der hinter ihnen auf der Straße stände, müßte sich sagen, daß die zwei großen, starken, gerade gewachsenen Menschen prächtig in die einsame, wilde und schöne Welt hinein-passen.

Vom Staub der Landstraße rollt der Wagen hinweg über das Holzperpflaster von Oberalpen; das Fuhrwerk ächzt und klappert, der Hofer und das Mädchen schüttern auf ihrem Brett wie die groben Steine, die beim Sand-durchwerfen oben auf dem Siebe bleiben. Dann sagt der Hofer ein lautes „He ho ho“, und sein Gaul bleibt zwischen zwei Steinhäusern stehen, die beide fürnehm dicht an die Gasse gebaut sind. „Da sind wir“, sagt der Hofer, hängt die Zügel ein und springt ab; auf der anderen Wagenseite klettert die Violanta her-unter.

„Da hinein?“ fragt sie und dreht sich dem Hause zu, dem sie zunächst steht. „Da herüber“, winkt der Hofer, „das dort ist dem Ratsherrn selig, dem Kenner sein Haus.“

„Dem Ratsherrn selig?“ sagt die Violanta; dabei bleibt sie unwillkürlich stehen und schaut an dem großen Gebäude empor, das mit seinen dicken Steinmauern und seinen langen, hoch über der Straße gelegenen Fensterreihen aussieht wie ein alter Festungsbau. Als sie an des Hofers Seite tritt, läßt auch er die Augen an den Fenstern haften, die alle durch Laden ver-nur halb, was er sagt; es bedrängt sie, daß das Haus wie ausgestorben scheint. „Gestern nacht ist er gestorben, der Ratsherr“, raunt er der Violanta zu. Die hört in Gedanken verloren, nur halb, was er sagt; es bedrängt sie, daß das Kennerhaus so nah steht. Alle Tage wird sie es vor Augen haben müssen! Der Hofer ist ganz voll von seiner Nachricht, daß der Rats-herr Kenner tot ist. „Den hat doch der

Marianus auf dem Gewissen“, sagt er, während sie sich ihrem Wegziel, dem Haus der Ragerin, zuwenden. Dieses ist nicht so schwerfällig wie das benachbarte, aber stattlich steht es da für ein Bauernhaus, trägt an den Mauern einen grandunklen Putz und an seinen drei Stock-werken freundliche grüne Läden. Die Läden des Erdgeschosses sind geschlossen; da wohnt nie-mand. Im ersten Stockwerk hat die Ragerin ihre Wohnung; im zweiten wohnt der Bauer mit Frau und Kinderchar, der bei der Ragerin Landpächter ist. Der kommt eben vom Gaden hinter dem Hause nach vorn gegangen, hilft dem Hofer das Pferd abspannen und führt es nach dem Stall, während dieser mit Violanta in die Haustür tritt.

Der Kreuzwirt stampft dem Mädchen voran die knarrende Holztreppe hinauf; auf einen nicht just hellen Flur gehen ein paar Türen, von denen öffnet der Hofer eine und tritt in eine mächtige Stube, deren eine Wand aus lauter Fenstern besteht, die wenig und einfaches Gerät, Stühle, einen großen Tisch, ein Küffel und eine Truhe hält, hellgelbes Täfelwerk und eine niedere verlästelte Decke hat. In der mächtigen Stube sitzt in einem lederbezogenen alten Hem-suhl ein kleines Weib, die Ragerin.

„Guten Tag, Mutter“, sagt der Hofer, wirft den Kopf, den er all die Zeit nicht angehakt, über eine Stuhllehne, geht zu der alten Bäuerin und nimmt ihre verchrumpfte schmale Hand in seine breite.

„Guten Tag“, gibt die Ragerin zurück; ihre Stimme tönt wie ein seiser Schlag auf Scherben gegenüber der dröhnenden des Bauern; sie kommt aus einem schmächtigen Leibe.

„Die Frau grüßt Euch“, fährt der Hofer fort, „und so schickt sie Euch eine für die Not zum Haushalten.“

Violanta ist zögernd eingetreten; sie steht mit ihrem Bündel noch neben der Tür, schlang und aufrecht, und sieht still nach der Alten hin-über. Ein Zug in deren Furchengesicht macht ihr das Herz warm. Da hebt die Ragerin die seltsam ausdrucksleeren hellgrauen Augen, die fast wie Blindenaugen aus hundert Falten und Fältlein blicken, und etwas wie ein Lächeln liegt um ihren schmalen Mund. „Ihr meint es immer gut“, spricht sie zu dem Hofer hinüber, aber die Violanta scharf betrachtend, „ein paar Tage hätte ich mir schon helfen können. Es ist aber auch so recht. Dank Euch auch!“

„Stell ab, Mädchen," sagt sie dann zu Violanta, langt einen Stuhl hinter ihrem Stuhle hervor und hebt an, nach dem Bisset zu humpeln, dem Bauer einen Trunk herauszulangen. Derweilen plaudert sie in ihrer stillen, langsamen Weise. „Ja, ja, so sind sie, die jungen Mädchen. Wenn einer ihnen den Kopf verdreht, gilt kein Verstand mehr und keine Pflicht. Ist mir das Trini, mein Mädchen, weggelaufen, einzig, weil halt ihr Schatz sich ins Tal als Knecht verdungen hat.“

„Es wird ihr bald genug leid tun, das Fortlaufen," sagt der Bauer mit seiner Polsterstimme und läßt sich am Tische nieder. Die Magerin stellt ihm den Wein hin, legt Brot dazu, das Glas fehlt ihr noch. Als sie sich danach umwenden will, steht die Violanta am Bisset, greift hinein und setzt ein Glas auf den Tisch. Die Magerin lächelt wieder; es ist, als gehe ein Sonnenschein über ihre Blige. „Gib noch zwei her," sagt sie zu Violanta, worauf diese zwei weitere Gläser auf den Tisch setzt. Die Magerin schenkt sie voll, in das dritte gießt sie nur ein paar Tropfen. Dann hebt sie selber das letzte und sagt ein „Zum Wohl!“, stößt mit dem Hoser zuerst an und heißt dann die Violanta Bescheid tun, die zögernd, als geschehe ihr eine ungewohnte Wohlthat, das Glas aufnimmt, auf das die Alte deutet. Als ihre Gläser zusammenklingen, sind sie ein seltsames Bild, die unscheinbare, verkrüppelte Bäuerin und die hochgewachsene Magd. Die Magerin scheint auch zu fühlen, wie zerbrechlich sie neben der andern aussieht. „Du bist eine, die sollte schaffen können," sagt sie zu Violanta. Gleich darauf heißt sie das Mädchen sein Bündel nehmen und ihr folgen, und verläßt mit ihr die Stube.

Als sie nach einer Weile zurückkommt, findet sie den Hoser an einem der Fenster stehen. Er schaut nach dem Kennerhaus hinüber. „Ja, da liegt jetzt auch einer," sagt die Magerin.

„Es scheint," brummt der Hoser.

„Die Mägel zum Sarg hat sein Bub geschlagen," sagt die Alte streng.

Die Violanta hantiert indessen schon draußen in der Küche, wohin die Magerin sie gebracht hat. Sie trägt den Kopf hoch und hat einen frohen, leichten Atem. Es ist ihr seltsam wohl bei Beginn ihres neuen Amtes.

4.

Die Violanta dient bei der Magerin. Die Tage gehen mit den Wellen, die die Neuz zu Tal wälzt; die Violanta denkt nicht ans Fortgehen. Der Kreuzwirt ist gestern wieder da gewesen und hat sich erkundigt, wie es ihr gefällt. „Gut," hat sie gesagt und hat gelacht; keines hat ein Wort verloren davon, daß das Mädchen wieder nach Anderthalde zurück könnte. Auch die Magerin ist es zufrieden, daß sie bleibt. Zum Hoser läßt sich die Bäuerin vernehmen: „Völlig wohl ist mir, so eine im Haus zu haben. Eine gesunde ist die, eine starke; fast ist mir, als hätte ich haufälliger Mensch ein Mannsbild zum Schutz bei mir.“

Die Violanta beginnt den Tag, wann der Tag beginnt. Mit einem Summen oder Singen ist sie auf und an der Arbeit. Wundervoll ist das Leben, denkt sie. Wenn ihre Gedanken zu dem heißen Brutloch, dem Tal bei Zntschi, zurückgehen, und zu der Zeit, da sie dort gelebt hat, scheint es ihr kaum zu glauben, daß es einen Ort auf der Welt gibt wie Oberalpen, so hell und himmelnah, mit der Luft, die die Brust völlig trinken kann, so hell und klar ist sie, und wenn sie sich die väterlichen Stuben ansieht und die, die darinnen sitzen, dann muß sie immer wieder die Magerin und ihre Behausung anstaunen. In Küche und Wohnräumen ist da oben eine unendliche Sauberkeit; die Violanta hat selbst nach der Schule der Kreuzwirtin noch lernen müssen, bis sie der Magerin, ihrer Mutter, recht hat haushalten können. Nun aber, da

sie in die Keiligkeit und die Ordnung der Alten hineingewachsen ist, fühlt sie sich darin wie ein starker Mensch, der in klarem Flusse badet. An der Magerin selber erst schaut sie sich nicht satt. Sie scheint ein zurückgezogenes Weib, von der niemand Aufsehen macht, die halb schon aus der Welt ist, aus der sie bald gehen wird; erst nach und nach hat die Violanta gelernt, wie viel heimliche Fäden in des Weibes Hand zusammenlaufen, das den lieben langen Tag im gleichen schlichten braunen Rock auf ihrem Lehnstuhl sitzt. Jeder Schuldbauer kommt zu ihr, jedes Tagelöhnerweib, dem schier die enge Stube die Kinder nicht mehr fassen kann; wenn die Oberalpener für die Gemeinde, wenn der Pfarrer für die Kirche Geld braucht, — bei der Magerin klopfen sie unter den ersten an. Und am rechten Ort weiß sie immer zu geben. „Die im Kreuz zu Anderthalde brauchen es gottlob nicht," sagt sie einmal zur Violanta, als diese gesehen hat, wie eine bettelnde Nonne eben eine schöne Geldgabe eingesackt hat.

Aber die Violanta weiß, daß die reiche Bäuerin auch nicht blindlings gibt; schon mehr als einen hat sie mit einem scharfen „Schaff mit Deinen gesunden Gliedern" mit leeren Händen hinweggewiesen; gerade um ihrer Gerechtigkeit und ihres Scharfblickes willen, mit dem sie jeden, der ihr nahe kommt, durchschaut, empfindet die Violanta fast etwas wie Schen vor der Alten.

Die Oberalpener reißen die Augen auf, wenn die Violanta durchs Dorf geht. Am Morgen, wenn sie am Brunnen auf dem Dorfplatz in dem großen kupfernen Kessel das Wasser holt, stehen da und dort einer oder eine im Fenster, die den Blick ihr folgen lassen, wendet da und dort sich ein Jungbub oder späht aus einer Haustür ein Mädchen hinter ihr drein. Die Violanta kommt mit dem schweren Krübel auf dem Kopf geschritten, die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andere am Kesselrand, gerade auf, die Arme nackt und weiß wie das Leinen ihrer kurzen Hemdärmel; fest und doch leicht schreitet sie daher. „Die könnte eine Blindnerin sein," sagen die von Oberalpen, weil in Bünden die großen adeligen Weiber gehen.

Auf dem Gang vom Brunnen zum Magerhaus sieht auch die Kennerin zuerst die Violanta, die Kennerin, die seit Wochen eine Wittfrau ist und dem Magerhaus gegenüber wohnt. Sie ist eine, die zum Müßiggang nicht Zeit und Lust hat, und doch zögert sie am Fenster, als ihr Blick auf das wassertragende Mädchen fällt. An demselben Abend, als sie mit dem Adelrich, ihrem Sohn, und dem Dienstoff beim Abendbrot sitzt, gibt sie dem Stammen Worte, daß die Magerin eine so stattliche und schöne Magd hat.

Das Kennerhaus ist ein fürnehmes Bauernhaus. Schon die Haustür von schwerem eichenen Holz mit dem Bogenfenster knarrt unbäuerlich schwer wie ein Schloß in den Angeln. Hinter ihr liegt ein weißgetünchter mächtiger Flur, dessen Decke sich wölbt wie die eines Kreuzganges. Der Flur mündet in eine gebohnte eichene Treppe aus; die Türen der Stuben, zu denen diese emporführt, sind von dunkel gebeiztem Holz, und ihrer Griffe gelbes Messing schimmert blank wie Gold. Die Stube, wo an zusammengeschobenen langen, weißgeschuerten Tischen die Kennerin und der Adelrich mit Knechten und Mägden die Mahlzeiten einnehmen, ist ein großer, vielstücker Raum. Seine Wände sind zur unteren Hälfte mit grauem Gefäß verschlagen, zur oberen kahl und weiß getüncht, ebenso kahl-weiß ist die lange Decke, so daß die Stube fast unwohnlich leer erscheint. Dennoch ist etwas wie Traulichkeit an ihr; es mag in ihrer Sauberkeit liegen; auch hat der Kaminsteinofen, der prozig und breit von der einen Wand in die Stube hinaussteht,

ein Verdienst um diese Traulichkeit; er schafte aus dem langen Raum zwei kleinere, behaglichere Teile. Zu Häupten des Ofens holte bis vor kurzem der Matscherr, der Kenner, geessen, der größte Bauer zu Oberalpen und weit hinab ins Land, dem die weiten Alpen am Gurschen gehörten, der alljährlich die großen Märkte im Welschen, in Bünden und im Land selber mit ganzen Herden besuhr, der die einzige Kräferei im Oberland betrieb und seine Ware nach allen Weltteilen versandte. Viele haben wissen wollen, der Kenner hätte übervolle Getreidetruben, doch hat es andere gegeben, die zweifelnd die Kräfte schüttelten: „Sein Gewerbe ist zu köpfspielig; zu viel Volk hat er in Dienst.“

Der Kenner ist tot. Sein Erbe ist der Adelrich, der der Mutter gegenüber am oberen Ende des Ofens hockt. Der Platz zu Häupten ist leer. Ein Lehnstuhl steht dort, dem Kenner feiner; ein schweigendes Nebereinkommen zwischen Mutter und Sohn flücht, daß der Stuhl leer bleibt; keines von den beiden will sich zum Nequenten über das andere aufwerfen. Die Knechte und Mägdle weiter unten am Tisch sind um kein Haar weniger zahm und gehorsam, seit der Platz am Tischende leer ist; die zwei, die ihre Reihen schließen, sind wortkarge, ernstbarte Menschen, vor denen Respekt haben leicht ist. Der Adelrich ist ein langer, hagerer Mann, lauter Haut und Knochen, aber mit Gliedern zäh wie Waldholzfäsern. Er hat ein schmales Gesicht, dessen Haut faltig ist, weil das Fleisch darunter fehlt. Eine große Nase springt darauf hervor. Kleine braune Augen lugen scharf an dieser Nase vorbei; über dem schmal geschlossenen Mund, der selten lacht, steht weißer, seideweicher Haarflaum; sonst ist das ganze Gesicht glatt. Der Adelrich ist nicht mehr jung, über die dreißig hinaus und immer noch ledig; er ist keiner, nach dem die Mädchen groß ausschauen; auch hat er sich nicht Zeit genommen, selber nach ihnen sich umzusehen; ein Werkzeug in des Vaters Hand ist er gewesen von jung an, immer ein brauchbares, festes Schaffelien; viel andres als Arbeit hat er nie begehrt. Der Rahm vom Leben, das Vergnügtsein, hat immer der Jüngere, der Mariannus, abgenommen; der hat gearbeitet, was ihm gerade gefiel, immer das Leichte und Schöne, der hat auf keinem Tanzboden und an keinem Dorffest gefehlt, der hat sich Zeit genommen, beim Militär die Offizierschule durchzumachen; der Adelrich hat gerade lang genug zu Hause gefehlt gehabt, als er seine Meckentzeit abgedient hatte. Nun der Vater tot ist, arbeitet der Adelrich weiter; nichts hat sich geändert im Gang des Heimwehens. Er ist keiner, der neue Wege sucht, seine Art ist nicht, weit zu denken und groß zu planen; die gerade Treue ist der Kern seines Wesens. Und den hat er mit der Mutter gemein, die mit ihm am Tisch und in der Regierung des Hausstandes an gleicher Stelle sitzt. Die Kennerin ist eine häßliche Frau. Ihr Mund reicht nicht ganz an den ihres Bubens heran, aber hager ist auch sie. Ihr Gesicht ist bleich, wenige tiefeinschneidende Falten furchen die Haut, von denen zwei wie Messerschnitte dem Munde zulaufen und den Zügen einen vergränten Ausdruck geben. Die Stirn ist niedrig, das kurze, dünne, braungraue Haupthaar ist schwer am Hinterkopfe festzuhalten, oft fällt eine der rauhen Strähnen wirr und unordentlich in die Stirn. Die Frau blickt aus grauen, rotgeränderten Augen, die wie von einem Tränenschleier trüb sind. Die Kennerin hat auf dem steifen Nacken Berglasten menschlicher Sorge getragen. Einen Bruder und eine Schwester hat sie viele Jahre im Hause gehabt, der Bruder ist am Leibe, die Schwester am Geiste siech gewesen; der Bruder hat ein grauenhaftes Gebrechen an sich getragen, vor dem jeden andern ekelte, die Kennerin hat ihn mit schweiger Treue gepflegt, bis der Tod ihn spie-

erlöst hat. Und so hat sie für die Irre gesorgt, die wie ein Kind war, das nicht gehen und stehen, nicht essen und reden kann. Die Kranken sind ihr geblieben bis ins letztvergangene Jahr. Inzwischen sind ihr im Laufe der Jahre vier blühende Kinder genommen worden, hat ihr die Laue (Lawine) den Vater, einen starken und treuen Alten, getötet und ist der Marianus, ihr Jüngster, ihr Liebling, zum Lump erwachsen. Und dennoch ist die Kletterin ein aufrechtes Weib geblieben; nur mehr ins Haus hat sie sich noch zurückgezogen, so als hätte sie Schen vor den andern Menschen, und darum wundert sich auch der Adelrich, ihr Sohn, daß sie sich die Mühe und Zeit genommen, der neuen Magd aus der Nachbarschaft nachzusehen, wundert sich, daß sie, die Wortkarge, Zuschüßelnde, Worte an jene verliert. „Eine besondere muß das sein, die Magd“, denkt der Adelrich Kletter bei sich.

Es ist sonderbar, wie lange der Bruder des Marianus und die Violanta als Nachbarn leben, bis sie einander in den Weg kommen. Ein seltsamer Zufall führt sie zusammen, nicht wo es sein sollte, daß sie täglich dicht aneinander vorüber müßten, sondern ganz außerhalb des Dorfes, wo selten Leute hinkommen. Sonntag ist es; der Kletterwirt ist dagewesen und hat die Kletterin zu einem Besuch bei der Tochter nach Anderthalde geholt. Die Violanta weiß nicht, was sie mit dem Tag anfangen soll; weil er aber hell ist und seinen Sonnenschein über alle Berge gießt, läuft sie gegen Abend mit frohem Herzen hinaus und nach der Luft durstig, von der ein Zug Wohltat wie ein Trunk Quellwasser. Bekanntschaft hat sie noch wenig zu Anderthalde, so läuft sie barhaupt in schlichtem, schwarzem Rock zum Dorf hinaus, quer über die flachen Matten, einem Berghang zu, an dem wie ein verlorenes Büschel Haare auf einem Stahlkopf eine schwarze Schar hoher, haagerer Tannen steht. Zu den Tannen hinauf führt ein Fußsteig, dem geht sie nach. Der Gang liegt im Schatten; aber von ihm blickt sich's wohl in das Hochtal hinaus, das in der Sonne daliegt, als ob der Herrgott mit heimlichen Kerzen in jede Ecke zünde: Sieh, das ist schön, und das, und das!

Am Berggrücken entlang fährt ein kühler Windatem, in den Tannenzwischen ist ein kaum merkliches Regen und Neigen. Die Violanta steigt bergan; die Matte zur Linken unterhalb des Waldes wird immer grüner und dunkler, zur Rechten aber verläuft die unfruchtbarere Lehne in eine Steinwüste; hoch oben am Berg ist zerrissenes Felswerk; der Gang ist von den Trümmern besät, die die Stürme aus dem Bergturm gerissen haben; weiß schimmern die Bruchstellen in der Höhe. Die Violanta setzt ihren Weg, leise vor sich hinstimmend, fort, da steht es rot in den Steinen ihr zur Rechten; die Bergerdbeeren sind reif. Gedankenlos tut sie ein paar Schritte hinüber und pflückt lässig ein paar Beeren; dann faßt sie ein halber Eifer; sie steigt in die Steinschrunde hinab, tiefer in die Wüste, wo kleine Wässerlein rinnen und zwischen Steinbrocken grüne Teppiche liegen. Ueber dem Suchen und Wüthen vergeht sie die Zeit. Auf einmal fällt ihr ein, daß die Kletterin vor ihr zurück sein kann, wenn sie sich nicht auf den Heimweg macht. So sucht sie mit den Blicken den Weg, der weit drüben liegt, und hebt an, zurückzuklettern. Als sie dem Pfad wieder nahe ist, sieht sie einen Menschen über ihn herniedersteigen; und just, als sie den Weg erreicht, will jener vor ihr vorübergehen. Unwillkürlich verhalten beide die Schritte. Der Adelrich starrt der Violanta ins Gesicht. Es ist ihm wie angeworfen, daß der Kletterin ihre Magd vor ihm steht, aber er erschrickt ganz vor dem Weibe und seiner Schönheit.

„Nun“, sagt die Violanta, mit aufgeworfenem Kopf; in dem Wort liegt die ungeduldige Frage: gehst Du voran oder soll ich?

Der Adelrich, der in braungelbem, schlecht-sitzendem Sonntagsstaat steckt, schiebt den schwarzen Filz aus der Stirn, brummt etwas und steigt an ihr vorüber. Die Violanta folgt ihm, langsam, damit er voraus komme. Er nimmt auch anfänglich große Schritte, nach einer Weile aber, während welcher er mit auf die Brust hängendem Kopf bergab gestiegen ist, dreht er sich plötzlich um und läßt sie an sich herankommen.

„Da droben, wo Du gestanden bist, hättest auch einen Stein an den Kopf bekommen können, Mädchen“, sagt er, ihr ins Gesicht sehend. Sie dreht sich um und blickt an der Wand hinauf. „Ist es da steinschlägig?“ fragt sie.

„Natürlich“, murrte er zurück und setzt seinen Weg fort, wie einer, der ausgerichtet hat, was ihm aufgetragen ist. So stampfen sie hintereinander drein, gleichgültig, keines sich um andre kümmernd. Das Maß ihrer Schritte ist aber dasselbe und bringt sie nicht weit aus einander, und als sie von dem Fußpfad in die breitere Straße hinaustreten, kommen sie unwillkürlich nebeneinander zu gehen; nur daß sie, indem eines am Rande zur Rechten, eines zur Linken geht, die ganze Breite der Straße zwischen sich legen.

„Du bist doch bei der Kletterin?“ fragt da der Adelrich herüber.

„Ja“, gibt sie zurück.

Nach einigen Schritten hebt er wieder an: „Wir sind dann Nachbarn, wir beide.“

„Ich weiß“, sagt sie trocken; sie hat ihn einmal flüchtig gesehen.

So, als brächen sie Holzstücke in Knackend entzwei, haben sie eine Unterhaltung zurecht im Weitergehen. Das letzte Wort ist ein „Gut Nacht“ hier und ein „Gut Nacht“ dort. Dann biegen sie von ihrem Straßenrand ab, ein jedes nach seiner Haustür zu, so steif, als triebe sie ein gemeinsames Uhrwerk! (Fortsetzung folgt.)



Die Arbeiterwohnung.

Von Hugo Hillig.

(Schluß.)

Die nicht von Emphase getriebenen Untersuchungen der Wohnungsstatistiker reden besonders von Berlin eine deutliche Sprache. Was z. B. die Ortskrankenkasse der Berliner Kaufleute seit einigen Jahren an Berliner Wohnungselend zutage fördert, das übersteigt fast noch die Vorstellungen, die man sich nach den Schilderungen von Friedrich Engels über die Wohnungshöhlen in den englischen Industriestädten bilden kann. Denn hier in Berlin lebt in diesen Höhlen doch noch eine andere Art von Menschen, als wie Engels die in England eingewanderten Irländer vor fünfzig Jahren charakterisiert: eine bedürfnislose Klasse, bar jeder gesellschaftlichen Kultur — die Leute, die der wirtschaftliche Druck in diese Schreckensbilder von Berliner Wohnungen zwingt, sind durchaus nicht immer verkommene und ausgestoßene Glieder der menschlichen Gesellschaft; in einem der letzten Jahresberichte der Berliner Ortskrankenkasse der Kaufleute, aus deren Erhebungen die beigefügten Bilder stammen, war bemerkt: „Man möge sich immer wieder vergegenwärtigen, daß die Mitglieder unserer Ortskrankenkasse noch nicht den schlechtest bezahlten Kreisen des Proletariats, nicht den Ärmsten der Armen angehören . . . Nach unseren Ermittlungen steht es für uns fest, daß alljährlich viele Tausende Personen einem langen Siechtum und einem qualvollen Tode verfallen, weil es nicht möglich ist, sie ihren völlig unzureichenden Wohnungsverhältnissen zu entreißen und ihnen genügend Licht und Luft zuzuführen.“

Das sind nur Stichproben aus Berlin; in anderen Großstädten ist es nicht minder schlimm.

In Großstädten und in Distrikten mit dichter industrieller Bevölkerung. Wie auch in Berlin, wo über 13 Proz. aller Haushaltungen Schlafgänger beherbergen, so besteht auch in Sachsen das Schlafstellenwesen in besonders ausgeprägter Form.

Je größer die Industriestadt, desto mehr steigt der Prozentsatz der Untermieter; eine bedenkliche Erscheinung gerade deshalb, weil sich die Mietervermietung nicht nur auf räumlich ausreichende Wohnungen beschränkt, sondern sehr oft oder meistens auch auf unzureichende Wohnungen übergreift und das muß eine schlechte Wohnung natürlich noch viel gefährlicher machen. Von den rheinisch-westfälischen Industriebezirken gilt dasselbe. Eine auf Grund einer Düsseldorfener Regierungspolizeiverordnung vom 25. Mai 1898, von der der städtische Wohnungsinspektor in Essen selbst sagte, daß sie zu geringe Anforderungen stelle, in 3034 Arbeiterwohnungen vorgenommene Inspektion führte dazu, daß 29 Proz. dieser inspezierten Wohnungen für untauglich erklärt werden mußten. Dabei gibt es in Essen noch die nicht weniger als das Schlafstellenwesen bedenkliche Geistesart, daß ein Mieter das ganze Haus mietet oder pachtet, und dann die einzelnen Wohnungen an Untermieter weiter abgibt.

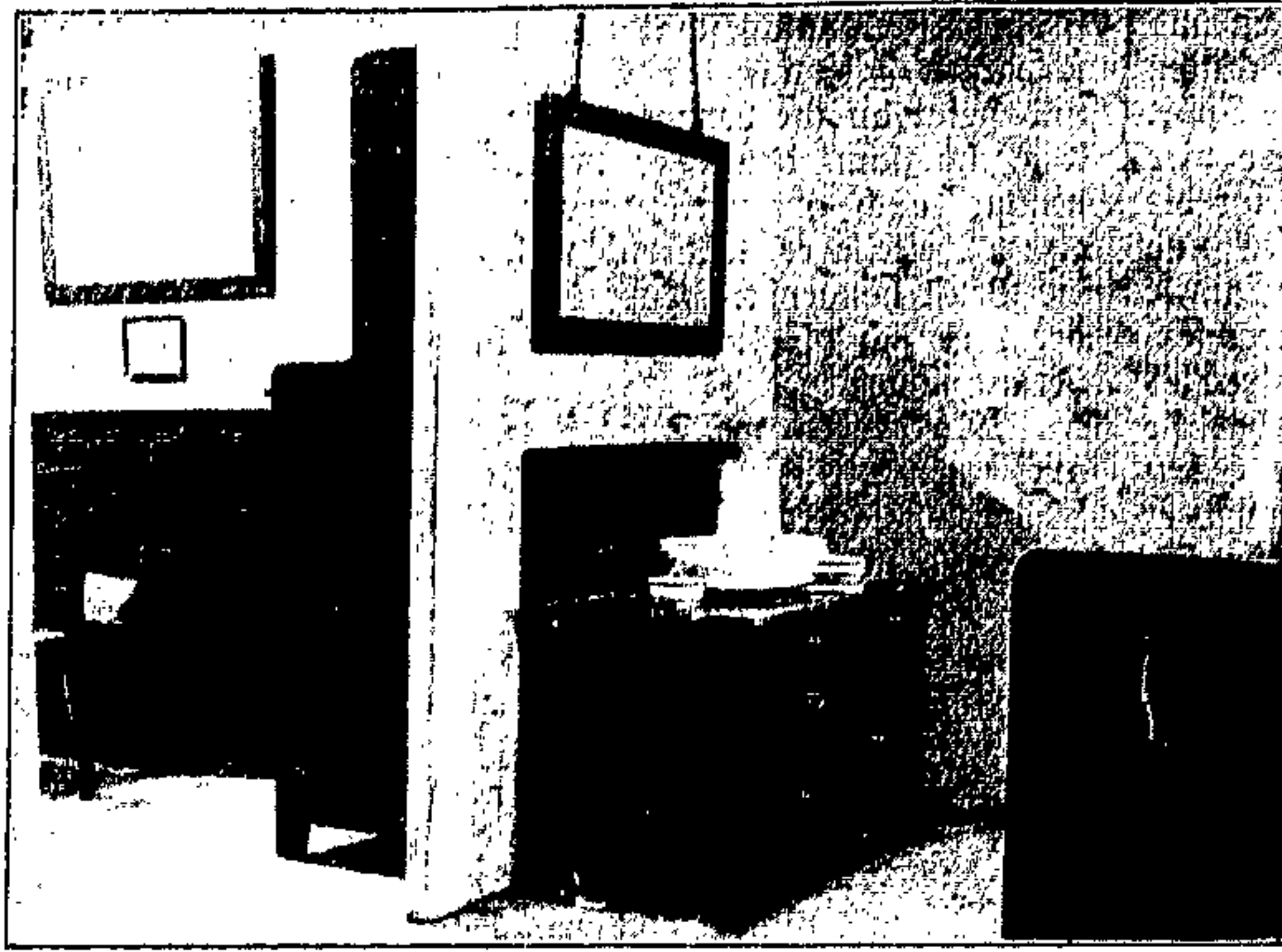
Essen ist überhaupt für das städtische Wohnwesen ein lehrreiches Beispiel. Es muß zu Mißständen führen, wenn eine Stadt in so kurzer Zeit sich so vergrößert, wie Essen, das 1833 noch 5157, 1905 aber 229 270 Einwohner zählte. Davon entfallen allein auf die Krupp'schen Werke etwa 30 000 Arbeiter. Von der Krupp'schen Wohnungsfürsorge wird viel Wesens gemacht, die Krupp'schen Arbeiterkolonien werden regelmäßig als ein Muster sozial-politischer Einsicht kapitalistischer Unternehmer hingestellt und man tut so, als wenn es eine außerordentlich humane und uneigennütige, hochherzige Schenkung wäre, die Krupp seinen Arbeitern gemacht hätte. Zu Wirklichkeit aber war das für die Krupp'schen Werke nichts anderes als eine geschäftliche Notwendigkeit. Von 1855 bis 1861 war die Zahl der Krupp'schen Arbeiter von 693 auf 6693 gestiegen, also um das Zehnfache, in einer Zeit, da sich die Zahl der Wohnhäuser in Essen erst auf 2045 belief. Es mußte also ein großer Wohnungsmangel entstehen, und das brachte Krupp nach 1862 dazu, für die in seinen Werken beschäftigten Arbeiter, zunächst für die Meister, Wohnungen zu bauen. Dem Beispiele Krupps mußten bald die Kohlenmagnaten folgen, und so gibt es heute in Rheinland-Westfalen eine ganze Musterkarte verschiedener Arbeiterkolonien, an denen nun auch der Sozialpolitiker und der Wohnungspolitiker im speziellen lernen kann, was sie für die Arbeiterklasse wert sind.

Sie sind nämlich ohne Ausnahme ein geschäftlicher Kalkulationsfaktor für die Unternehmer, bei dem sich die Ausgaben auf vielerlei Art wieder bezahlt machen. „Diese Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, diese Arbeiterkolonien geben dem Arbeitgeber eine gute Kontrolle über seine Arbeiter . . . Die Arbeiterwohnhäuser sind also ein sehr wichtiger Faktor für die Unternehmer . . .“; das sind die auf einer Tagung der deutschen Gesellschaft für Gartenkunst geäußerten Worte eines von ober-sächsischen Großindustriellen angestellten Wanderredners.

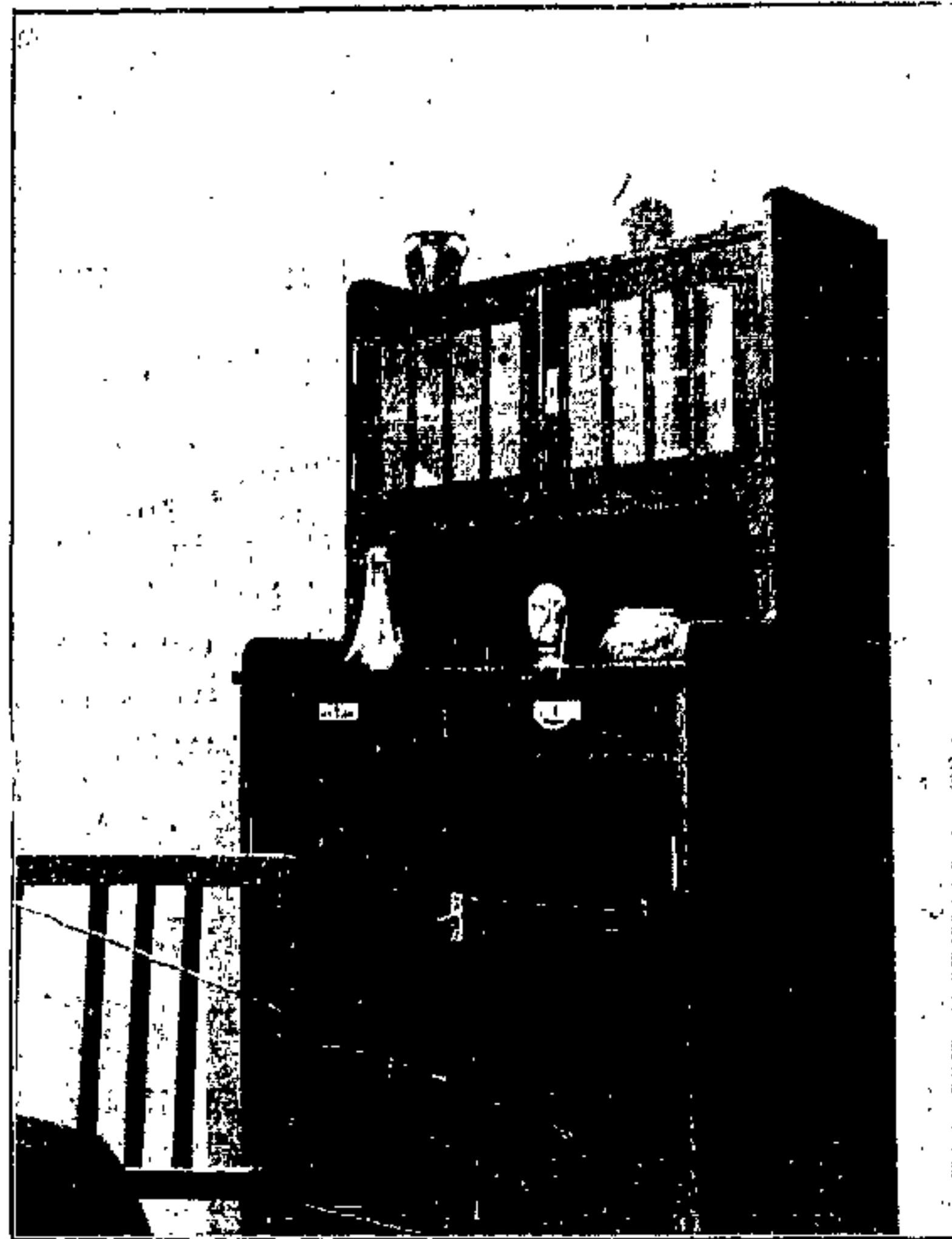
Die Tendenz, daß es sich bei den „Arbeiterwohnungen“ immer nur um eine Wohlthat handele, die dem Mieter erwiesen wird, geht durch die ganze soziale bürgerliche Wohnungspolitik: der Arbeiter ist geduldet. Die bürgerliche Wohnungspflege ist nichts anderes als eine verbrämte Armenpflege in großem Zug, auf der Basis einer geschäftlichen Spekulation, die sich immer noch vortrefflich bezahlt macht.

Selbstverständlich ist der Typ einer solchen Arbeiterwohnung auf das Knappste zugeschnitten, wenn auch nicht verkannt werden mag, daß in neueren Schöpfungen dieser Art ein gewisser Komfort in bezug auf Beleuchtung, Heizung, Lüftung, Wade- und Waschgelegenheit vorhanden ist, aber nur dann, wenn die kasernenmäßige Anlage solcher Wohnungen eine rationelle Anlage möglich macht. Das Bild ändert sich gewöhnlich sofort, wenn bei einer Arbeiterkolonie an Stelle der Kaserne das Einfamilienhaus tritt — mit solchen Experimenten wollen die Unternehmer nichts mehr zu schaffen haben, wenn die Arbeiter diese teureren Anlage nicht mit einer genügenden Mietzahlung bestreiten können. Und dann leidet eine solche Kolonie nur einen flüchtigen Ueberblick; der aufmerksame Beobachter aber findet bald unter dem reizenden äußeren Ansehen dennoch das Stigma der Arbeiterwohnung. In der Krone der Kruppschen Wohnungswohlfahrt, der Kolonie Altenhof bei Essen, in dem die Kruppschen Invaliden ihre Tage zubringen, konnte ein Besucher des Essener Parteitages folgende Beobachtungen machen: —

... Aber wo ist die glückselige Bevölkerung dieses sozialen Paradieses? Es scheint wie ausgestorben. Oder sollten etwa diese bleichen, greisen Gestalten, die erloschenen Blicke, müde und interesselos die sauberen Straßen entlangschleichen, die Einwohner sein? Wozu dann der bunte Land, der dann doch nicht mehr wäre als ein bunter Sarg? Aber jetzt sehe ich diese Gestalten auch in den Erkern, an den Fenstern, zwischen dem lästigen Blumengestrüpp der Gärten ... In einem Gartenzaun sehe ich ein altes Ehepaar, das freundlich blickt, und in deren bleichen Gesichtern doch noch einiges Leben sich regt. Ich bitte um die Erlaubnis, die Wohnung besichtigen zu dürfen. Bereitwilligst, fast mit etwas eitler Genugtuung, führen mich die freundlichen Alten. Wie ich in die Türe trete, nehme ich den Hut ab. Der Alte, dem ein Arm fehlt, wehrt energisch ab. Ich soll den Hut aufbehalten, er sei nur ein einfacher Arbeitsmann. Er wird böse, als



Schlafzimmer.



Schrank.



Wohnzimmer.

ich dennoch barhäuptig bleibe. Und ich muß mit dem Hut auf dem Kopfe das kleine Anwesen besichtigen, zwei Zimmer, und oben unter dem Dach, wie er sagt, noch eine Kammer. Alles ist sauber und hell, aber innen ist nichts mehr von der künstlerischen Kultur des Neuzugers. Der Essener Spaziergänger, der Wohlfahrtsumwiler, geht ja nur vorbei. Da genügt die Fassade. Die innere Ausstattung haben die Invaliden selbst zu besorgen. Also sind die billigsten, geschmacklosesten Tapeten angeklebt. Der Hausrat ist die armseligste Bazarware. Das lohnt sich für den Wohltäter nicht, sich auch darum zu sorgen, was niemand sieht. Künstlerischer Hausrat — das geht über die Kraft und — Lust. Aber nein, man soll nicht ungerecht sein. Es ist zu gestehen, daß Krupp auch für die Kunst im Leben der Invaliden sorgt. Die Wände und Schränke sind behangen und bestellt mit Kruppbildern in Streindruck und Photographie und Gips. Unbend-lich ist der alte und der junge Herr zu sehen, sehr geschmacklos und sehr

billig. Aber der Hausbewohner weist auf sie mit nicht geringerer Andacht hin, als der russische Bauer seine Heiligenbilder verehrt. . . ."

Wie es innen aussieht in den Arbeiterwohnungen, das heißt ein anderes Kapitel anschneiden, aber nicht einen anderen Gegenstand. Die Berliner Wohnungen, die hier als Beispiele abgebildet sind, mögen wohl nicht der Durchschnitt der Arbeiterwohnungen sein, auch wenn es in Berlin und anderswo mehr als zuviel solcher Wohnstätten gibt, auch wenn sie noch nicht die allererbärmlichsten und ärmlichsten darstellen, die gesunden werden können. Darüber hinaus, nach der menschenwürdigen Seite hin, läßt sich ja nicht viel denken, und daß Wohnungen noch schlechter beschaffen sein können, erschreckt schon durch die blasse Wirklichkeit. Aber wir wollen einmal den Blick lenken auf die Wohnungen, die

nicht so sind, bei denen irgendwelche Fürsorge oder rationelle Bauweise es nicht zu diesen furchtbaren Zuständen kommen läßt. Wie es damit in der idyllischen Arbeiterkolonie Altenhof bei Essen steht, haben wir eben vernommen, wie steht es aber in den Arbeiter- vierteln, in den Mietskasernen um die Dinge, die über die praktische Anlage der Arbeiter- wohnung, um ihre wohnungspolitische Ver- fassung hinausragen? Wie steht es mit dem, was man als Wohnungskultur anspricht?

Wohnungskultur im allgemeinen ist ein ziemlich umfangreicher Begriff. Und es gibt heute eigentlich wenige Leute, die sie haben. Ein Holzschnitt von Albrecht Dürer zeigt einen alten Mann in einem mittelalterlichen Gemach an einem Tische sitzend und schreibend. Das Bild heißt: Hieronymus im Gehäus. Denkt man sich den naiv geschauten Löwen weg, so fühlt man: dieser Mensch sitzt in seinem Gehäuse: die Wände als schlichte Umfassung über den Holzbalken eine Holzdecke, dazu die Fenster mit den tiefen Leibungen, das schlichte, natürlich-praktische Hausgerät. Eine Klausel voller Beschaulich- keit, und der Mensch drinnen, unbekümmert um den spärlich lauten Lärm seines Tages — ein Sohn seiner Zeit. Aber wie die- selbe Klausel ließ sich vor zwanzig, dreißig



Küche.



Ein Krankenzimmer.

Nahen und auch heute noch der Großindustrielle sein Arbeitszimmer machen. In einem Zimmer eines großen Hauses mit großen Fenstern, mit hastigem Kommen und Gehen im Vorzimmer, auf dem gotischen Schreibtisch häufen sich Geschäftsberichte, Bilanzen und Geschäftsbriefe in Maschinenschrift und Telegramme; auf dem gotischen Schreibtisch steht das Telefon! Hier ist keine Wohnkultur! Nicht nur im Arbeitszimmer, auch nicht in den eigentlichen Wohnräumen desselben Mannes, wenn sie zu seinem Wesen, zu seiner ganzen, in der modernen Zeit wurzelnden Existenz in jenem geistigen Widerspruch stehen, den man nicht wagen, nicht schämen, den man fühlen muß. Aber von dieser „stilvollen“ Einrichtung des reichen Mannes bis zur Einrichtung eines Arbeiterheims ist in der Regel gar kein großer Sprung dem Wesen nach.

Auch wenn sich die stilvollen teuren Möbel in tausendfacher Abwandlung über die Möbel, die der einfache Bürgermann kauft, bis herab zu der Vazarware, die von der Arbeiterbevölkerung konsumiert wird, umgeformt haben, wenn aus dem stilvollen Hausgerät, das der reiche Mann sich kaufen kann, das Alltagskonsummöbel geworden ist, das in den Abzahlungsgeheimnissen festgehalten und von der Masse der kleinen Leute gekauft wird. Der Arbeiter steht genau so fremd zwischen seinen Möbeln, die er kritiklos als „modern“ kauft, zwischen dem Kamelhaartaschensofa oder gar dem Plüschsofa und den Plüschsesseln, genau so fremd wie der reiche Mann zwischen den gotischen Truhen.

Auch der Arbeiter hat heute keine Wohnkultur in diesem Sinne. Die einfachste Sennhütte, die primitivste schwäbische, bayerische oder sächsische Bauernstube zeigt mehr Wohnkultur als das „moderne Heim“ des kleinen Mannes, der sich modern einrichtet. Auch wenn in der Sennhütte kein Bild an der Wand hängt, kein Plüschsofa prunkt, kein buntglasierter Kachelofen glitzert, auch wenn in der Bauernstube der weißgeputzte Fußboden mit Sand bestreut ist, wenn die Bänke an der Wand nicht gepolstert sind und wenn kein Glasluster von der niedrigen Decke herabhängt. Die Sennhütte entspricht den überlieferten Bedürfnissen ihrer Bewohnerin, und der Bauer fühlt sich durchaus nicht wohl zwischen den Plüschsesseln der städtischen

guten Stube und vor dem mit Porzellan und Nippes besetzten Phantasieschrank oder Vertikow, d. h. dem Silberschrank, in dem der Arbeiter wohl kaum Silber aufbewahren wird.

Der Bauer mag stammeln, mag alles fein und „hochnobel“ finden, aber dabeiin gefällt es ihm besser. Er ist da wirklich zu Hause, „dabeiin“. Beim Arbeiter hat das Wort „dabeiin“ einen anderen Klang. Was das Wesen der guten alten bürgerlichen Wohnkultur ausmacht, die Seshaftigkeit und die gesicherte Existenz - das hat er nicht. Die Verschaulichkeit hat er nicht, die Ruhe im Leben fehlt ihm. Die gute bürgerliche Wohnkultur steht auf einer eroberten Welt; das Proletariat steht vor einer Welt, die es zu erobern hat. Hier ist Besitztum, da Besitzlosigkeit. Die Schranke zwischen beiden trennt zwei Nationen, die der Besitzenden und die der Besitzlosen.

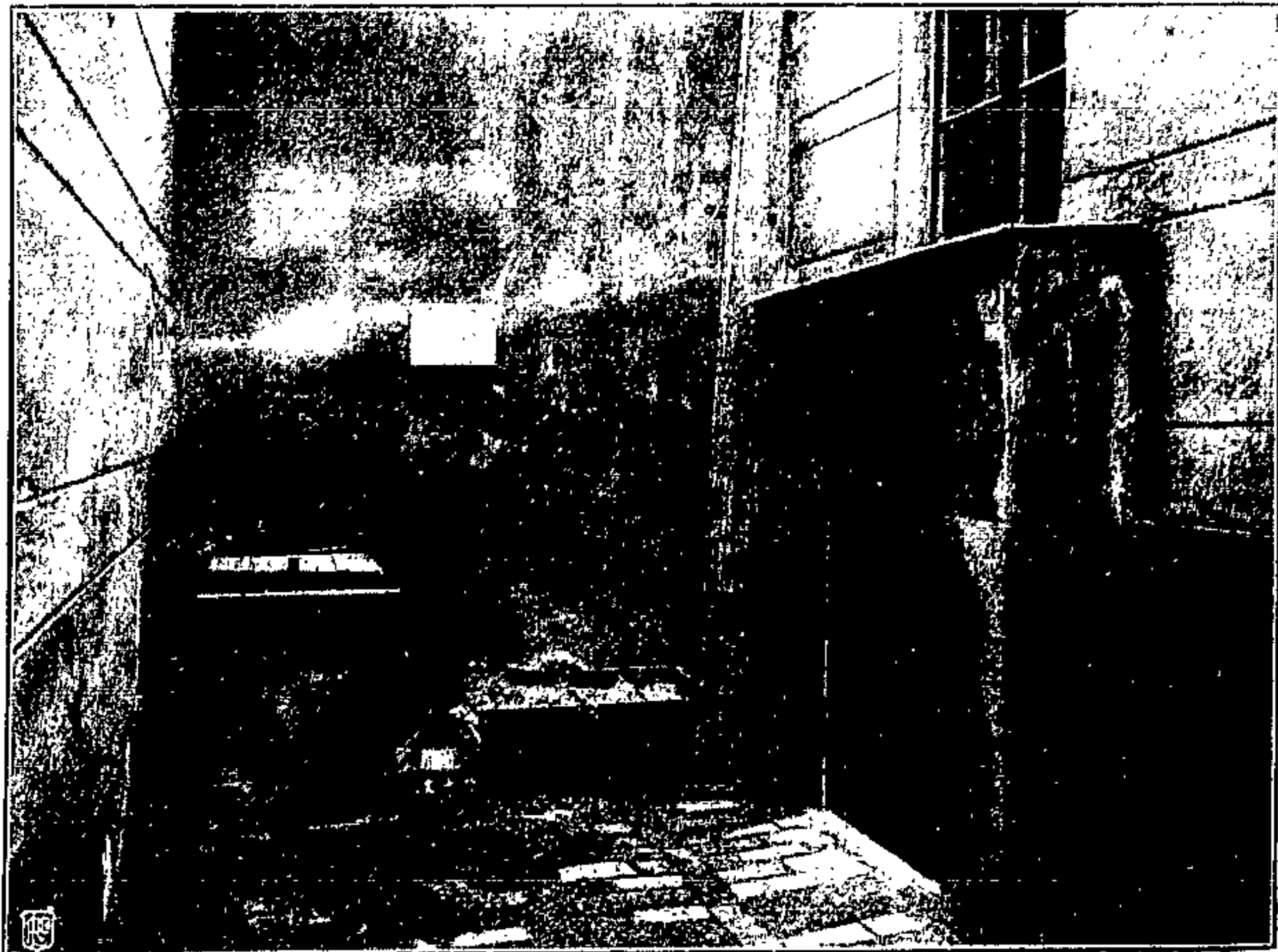
Das zu begreifen, läuft schließlich auf die Frage nach der klassenbewußten Erkenntnis hinaus. Ein Arbeiter, der das weiß und fühlt, welcher Widerspruch zwischen beiden Anschauungen, der bürgerlichen und der proletarischen Weltanschauung und Kulturanschauung, besteht, wird es schmerzlich empfinden, daß er, wenn er sich ein eigenes Heim gründen will, auf die abgelegten Gerätformen der bürgerlichen Wohnkultur angewiesen ist, daß er, der dem alle Werte schaffenden Stand angehört, mit dem niederträchtigsten Schand, der aus der kapitalistisch industriellen Produktion geschleudert wird, vorlieb nehmen muß. Und wenn diese Erkenntnis fehlt,

so müßte ihm im Grunde eine Zehnzimmerwohnung in der Pelstage nicht mehr, als daß er vielleicht gesund wohnen könnte; vernünftig zu wohnen braucht er deshalb noch lange nicht, so wenig wie der Schöneberger Millionenbauer, der in der Pelstage eine Reihe elegant möblierter Salons hat, aber in der Küche im Souterrain wohnt, ist, sich wäscht.

Dem auf die Eleganz kommt es in der Arbeiterwohnung nicht an. Zumal es bei den Mitteln des Arbeiterhaushalts doch in der Regel nichts weiter sein kann als schäbige Eleganz. Die komplette Wohnungseinrichtung, wie sie junge Leute aus dem Arbeiterstande in der Möbelhandlung fertig kaufen, mußbaum- oder eichenartig lackierte Schränke, Tische und



Blick in eine Berliner Mantardenstube.



Eingang zur Kellerwohnung.

Stühle, Plüschpolstermöbel, Weilerspiegel, Del-druckbilder und verquetschte, im Gusch bemalte Nippfächer, die sie mit 300, 400 oder 500 Mark bezahlen, ist nichts als schäbige Eleganz. Wie wenig sie zum Arbeiterhaushalt paßt, geht daraus hervor, daß die gute Stube verschlossen wird, die Kinder dürfen nicht hinein, und sie wird schließlich ein muffiger, staubiger, in sonderbarem aufgeräumt-unaufgeräumtem Zustande befindliches Magazin für allerhand Gegenstände, die man in der durch die „gute Stube“ beengten Wohnung aus dem Wege haben will; die enge Küche aber dient als Wohnung, Speisraum, Kochraum, Kinderzimmer und Ankleidezimmer.

Es sind hier einige Ansichten beigelegt, die eine Arbeiterwohnung anderer Art darstellen. Leider gibt es diese Arbeiterwohnung in der Wirklichkeit so selten, daß die Abbildungen von einer improvisierten Arbeiterwohnung aufgenommen werden mußten. Sie stammen aus der Ausstellung des Vereins für Kunstpflege, eines Hamburger Arbeitervereins. In seiner Weihnachtsausstellung, die im Hamburger Gewerkschaftshaus stattfindet, baut er jedes Jahr in improvisierten Zimmern eine vollständige Arbeiterwohnung auf. Die Möbel läßt der Verein nach Entwürfen seiner Mitglieder fabrikmäßig fertigen und sucht sie dann — unter schweren Mühsalen — in der hamburgischen Arbeiterschaft zu verkaufen. Die Einrichtung, von der hier Zimmerdurchblicke zu sehen sind, ist z. B. von F. Niebuhr entworfen; sie kostet, Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche, etwas über 600 Mark. Etwas teurer als Bazar Möbel, aber dafür reelle Arbeit, gutes, nicht durch einen bedeckenden Anstrich verstecktes Holz, solide Polsterung des Sofas mit haltbarem Nippüberzug

und frei von allem Firlefanz, der „Stil“ sein soll. Denn darauf steht der Verein für Kunstpflege vor allem, daß die Möbelformen, die er der hamburgischen Arbeiterschaft vorführt, den Stil haben, den die Wohnung eines in dem Verstande seiner Berufs- und Massenorganisation fest wurzelnden Arbeiters haben soll. Keine Heulmeierei über die Unzulänglichkeit der Mittel, sondern ein frisches festes Zufassen in den Grenzen, die der Kaufkraft eines großstädtischen Arbeiters gezogen sind. In der 3. Deutschen Kunstgewerbeausstellung war eine Arbeiterwohnung von einem sächsischen Amtshauptmann ausgestellt worden. Neben einem schönen Feldblumenstrauß in einfacher Vase lag ein Brot mit einem irdenen Napf voll Salz, und ein — aufgeschlagenes Gesangbuch sollte den gewünschten frommen Sinn des Idealarbeiters illustrieren. Im Wohnzimmer des Vereins für Kunstpflege, das hier abgebildet ist, aber hängt an der Wand ein Blicherbort! Und gute, sinnige Bilder ohne in das Gesicht springende Tendenz geben Anleitungen, wie es der Arbeiter mit dem Wilderschmuck seiner Wohnung halten sollte; der rüchische Amtshauptmann hatte Bibelbilder und natürlich ein Bild des Herrschers in seine improvisierte Arbeiterwohnung gehängt.

Nermlich sieht also diese abgebildete Arbeiterwohnung nicht aus, und sie ist, in allem, was darin ist, für eine Zweizimmerwohnung Lemeffen. Außer den schlichten Tapeten und den Bildern an der Wand (Künstler-Steinzeichnungen) wurden auch einige Skulpturen und Vasen in guter Arbeit und feiner Farbe, die der Verein zu billigen Preisen vermittelt, aufgestellt. Ferner einfaches Gebrauchsgeschirr, das auf den Abbildungen zu sehen ist, wie auch Behänge der Fenster.

Diese Arbeit des Hamburger Vereins richtet sich also hauptsächlich auf das ästhetisch-kulturelle Gebiet der Arbeiterwohnung. Keinen Augenblick aber vergessen seine Mitglieder bei dieser Arbeit, daß sie damit nur die Gipfelarbeit in der Wohnungspolitik tätig vorbereiten. Sie wissen ganz genau, daß es schöne Möbel in den Stuben, schöne Bilder an den Wänden, schöne Tassen auf dem Tisch allein nicht tun; sie vergessen keinen Augenblick, daß die von der Arbeiterklasse geleistete Arbeit auf politischem Gebiete die Pionierdienste tun muß. Daß politische Aufgaben, wie die Vernichtung des Podenwuchers und des Vauspekulautentums, sozialpolitische Aufgaben, wie die Arbeitszeitverkürzung, die Regelung der Heimindustrie, des staatlichen und städtischen Wohnungsbaues usw. erfüllt sein müssen, ehe es auf der ganzen Linie zu einer Kultur der Arbeiterwohnung kommt.

Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er wohnt und zu essen hat — aber er muß warm wohnen und genug zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll. So ungefähr schrieb Friedrich Schiller vor etwa hundert Jahren an den Herzog von Augustenburg. Und auch heute haben seine Worte noch Geltung: der Mensch muß auch genug zu essen haben, muß regelmäßig zu essen haben, muß für sich und seine Familie genug zu essen haben, muß Zeit haben, muß Freiheit in seiner Bewegung haben, kurz: er muß im politischen Kampfe um die Befreiung von der Lohnknechtschaft und von der Fronherrschaft des Kapitalismus sich die Grundlagen schaffen, auf denen eine wahre Volkskultur in allen ihren Zweigen erst erblühen kann. Und dazu gehört auch die Wohnungskultur.

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Nefi trat näher und hörte neugierig zu. Zufällig kam sie neben Frau Thomas zu stehen, die sich gerade breit hinplanzte, die Hände in die Hüften gestemmt, und so viel Raum einnahm, daß Nefi sie anstreifen mußte.

„No!“ rief Frau Thomas in Kampfbahnstimmung, „braucht die aber viel Platz! Haben S' schon so was g'leh'n, Frau Wondraschek? Andere Leute dürften gar net auf der Welt sein! . . . No ja, was wollen S' denn von so einer G'schiedenen haben, die was ihren Mann durch'gangen is!“

Auf Nefis Gesicht wechselten Röte und Blässe. Mühsam verbiß sie den Zorn, während die anderen in ein beifälliges, hämisches Gelächter ausbrachen. Dann kam man auf das frühere Gespräch zurück, und laute, erregte Worte, Enttäuschungsrufe und Beifallsgerummel wurden hörbar.

Frau Bollinger, die gerade den Photographen von ihrer Wohnung die Treppe herunterbegleitet hatte, bemerkte den Menschenauflauf und fragte, was es denn hier gäbe.

Die Hausmeisterin übernahm es sofort, sie aufzuklären.

Die Frau von Bollinger werde ja wissen, sagte sie dienstfertig, mit einem anzüglichen Seitenblick auf Nefi, daß ihr Sohn heute mit dem Bogen im Hause herumgehe, um im Auftrage der Wiener geistlichen Herren Unterschriften zu sammeln. Es sei nämlich wegen des Gesetzes, das sie da herausgeben wollten, daß die Geschiedenen wieder heiraten dürften.

„Natürlich, das wäre so etwas! — Ein neuerlicher, hämischer Seitenblick auf Nefi, deren Gesicht von dunkler Röte übergossen wurde, und ein schadenfrohes Gefäch der Umstehenden begleiteten diese Worte. — Das wäre eine schöne Geschichte, habe der geistliche Herr gesagt, dann

würden solche Weiber — wieder ein vieljagender Blick, der von allen verstanden wurde — ihren Männern haufenweise davonlaufen. Nun, und da ließen eben die geistlichen Herren alle anständigen Christen unterschreiben, daß sie das nicht haben wollten. Jetzt sei im Haus unterschrieben worden, und da habe man eben darüber geredet.

Frau Bollinger bemerkte die Blicke, mit denen Nefi bedacht wurde, und nickte ihr, vor plötzlicher Teilnahme ergriffen, freundlich zu.

„Ja, denken S' Ihnen nur, Hausfrau,“ näselte die Pfründnerin Witzelsberger, ein achtzigjähriges, tiefäugiges Weib mit zahlosem Mund, von der es hieß, daß sie seit dem vor zwanzig Jahren erfolgten Zusammenbruch ihres Geschäftes und den Selbstmord ihres Mannes etwas geisteschwach war — „denken S' Ihnen nur, wenn das herauskommen tät, das G'heb, dann is d' Mutter Gottes böß, hat der Herr Thomas g'sagt, und der hochwürdige Herr kann uns nimmer absolvieren, hat er g'sagt. Denken S' Ihnen nur!“ Sie schüttelte ganz entrüstet den Kopf. „Da hab ich halt meine drei Kreuzln unter die Pezision g'macht, daß das net sein darf.“

„Und ich frieg keine Wäsch mehr von kein christlichen Haus, hat der Herr Thomas g'sagt, wenn ich net unterschreib,“ ereiferte sich Frau Wondraschek. „Wie komm denn ich dazu, einen Schaden zu haben wegen solche Frauenzimmer?“

„Köstlich!“ rief Frau Bollinger, und zu Nefi, die neben ihr stand, gewendet, fügte sie teilnahmsvoll hinzu, sie sollte sich um dieses Gerede und die Blicke der Leute nicht kümmern. Das sei das Gescheiteste. Dabei drückte sie ihr warm und kräftig die Hand.

Nefi durchfuhr es freudig. Die Teilnahme der jungen Hausfrau tat ihr wohl. Noch mehr

war es aber die andere, fast ungläublich klingende Nachricht, bei der sie am liebsten aufjubelt hätte vor Seligkeit. Man wollte ein Gesetz herausgeben, daß Geschiedene wieder heiraten dürfen, hatte Frau Thomas gesagt.

Als Nefi das gehört hatte, war alles andere an ihr unbeachtet vorbeigeklungen, vom lauten Nachhall dieser Freudenbotschaft übertönt. Sie erbebte bei dem bloßen Gedanken an das unsäßbare Glück, daß diese Worte in sich schlossen.

Ihr Leben sollte also nicht für alle Zukunft verdorben sein, auch ihr sollte der Stern wieder aufgehen, der jeder Frau, auch der ärmsten, den Lebensweg verschönen konnte. . . .

Masch fertigte sie sich bei den Eltern ab und eilte wonnetrunken nach Hause, um vor Toni ihr übervolles Herz auszuschütten.

Wie es Vinder verlangt hatte, ging Nefi jetzt voll Zuberficht herum, den Kopf hoch, gläubiges Vertrauen im Herzen. Müßte ja doch bald der Tag kommen, der für sie und alle die Unglücklichen, die in gleicher Lage waren, die Erlösung aus unnatürlicher, grausamer Gefangenschaft brachte. . . . Ganz plötzlich war in ihr der Gedanke an alle die anderen Leidensgenossen aufgetaucht, die ebenso wie sie die schweren Ketten trugen.

Sie war auch sonst mit einem Male jetzt eine andere geworden. Sie wich Vinder nicht mehr so ängstlich aus wie vorher. Er kam sehr oft, und seine Anwesenheit war wie der helle Sonnenschein, der mild und vielversprechend durch die Wolken hervorbricht. Ein Gefühl ruhiger Sicherheit überkam sie dann.

Als sie eines Tages wieder zu den Eltern kam, traf sie im Hausflur Frau Bollinger, die sich sehr teilnahmsvoll erkundigte, wie es ihr denn jetzt ginge. Das war noch nie vorgekommen, die Tochter der Hausfrau hatte bei allen Par-

teien für unnahbar und stolz gegolten. Ness gab eine nichtslagende, höfliche Antwort, doch Frau Vollinger gab sich damit nicht zufrieden und fragte sie weiter aus, forderte sie sogar auf, sie in ihre Wohnung hinaufzubegleiten und oben ein wenig zu plündern. Sie führte Ness in ihr Zimmer, einen gemütlich eingerichteten, niedrigen Raum, dessen Möbel alte Erbstücke der Familie waren. Am Fenster stand eine große Staffelei, darauf ein begonnenes Bild, das eine näumende Sommerlandschaft darstellte.

Frau Vollinger nötigte Ness, die über diese unerwartete Einladung erstaunt war und sich ihr schlichtern benahm, aufs Kanapee und fragte sie über jede Einzelheit in ihrem Leben aus, ließ sich von ihrer Verlobung und Hochzeit erzählen und wie es denn gekommen wäre, daß sie ihren Mann verlassen mußte, und ob es sie viel Ueberwindung gekostet hätte, sich zu diesem folgenschweren Schritt zu entschließen. Ness war es, als würde ihr plötzlich die Zunge gelöst. Alles, was sie bedrückte, sprach sie sich vom Herzen weg, und je mehr sie sprach, desto freier fühlte sie sich, desto mehr wuchs ihr Vertrauen zu der anderen.

Die Empfindung, daß es nicht bloße Neugierde sei, von der sich Frau Vollinger leiten ließ, brachte sie der jungen Frau näher und schenkte den letzten Rest von Befangenheit hinweg, der noch zwischen ihnen lag. Ness war es, als ginge ein feltjam mitfühlendes Verstehen von der anderen aus, nichts schien ihr fremd zu sein, so gleichgestimmt und verwandt klangen ihre Worte.

Und merkwürdig wohligh wurde es Ness ums Herz. Einem solchen liebevollen Erraten der geheimsten Regungen ihrer Seele war sie noch bei keiner Frau begegnet, auch bei Toni nicht, die trotz aller zärtlichen Hingebung ihren Gefühlen ganz fremd gegenüberstand. . . . Sie waren plötzlich gute Freundinnen geworden, wie von einer unsichtbaren Zauberhand einander näher gebracht. . . .

Sonnige Tage kamen jetzt für Ness. Nichts wurde zwischen ihr und Winder gesprochen, das ihre Liebe mit Worten verraten hätte. Wie eine Entweihung ihres Heiligtums wäre es ihnen erschienen, darüber zu reden, was sich nicht sagen, sondern nur jauchzend empfinden ließ. Es war, als ob die beiden wissenden Menschen, die schon vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, den keuschen Reiz der ersten Liebe solange wie möglich genießen wollten, wohlbewußt, daß sie ihn früher hatten entbehren müssen und wie sehr sie darunter gelitten hatten.

Eine wunschlose Seligkeit war über Ness Wesen gebreitet. Ihre blassen Wangen färbten sich mit zarter Röte, und in den Augen leuchtete jetzt eine stetig milde Flamme. Etwas glücklicher Weiteres war in ihr wie in den Tagen ihrer Mädchenzeit, nur geläutert und geklärt zur ausgeglicheneren Annuit der Frau, wie die herbfriische Knospe unter den warmen Strahlen der Sonne zur süßduftenden, köstlichen Frucht emporreift. . . .

Aber eines Tages kam es wie glühendes Zehnen über beide. Ihre verlangenden, heißen Wände gingen wohnetrunknen ineinander über, und ehe sie sich bewußt wurden, was sie taten, hielt er die sich weich und zitternd an ihn anliegende junge Frau in seinen Armen und drückte einen Kuß auf ihre erhebenden Lippen. Ein noch nie gekostetes Gefühl ungeahnten Entzückens durchfuhr Ness. Es war ihr, als ob ihr die Sinne schwänden und sie in sanftem Schweben durch die Lüfte getragen würde. Sie schloß die Augen. Doch gleich darauf erfaßte sie ein heftiger Schreck, sie riß sich los und konnte sich der heißen Tränen nicht erwehren, die plötzlich aus ihren Augen hervorstürzten.

Wie ein schuldbehafteter Verbrecher ging Winder davon, mit dem quälenden Gefühl im Herzen, daß er unbedacht den zarten Flamm von ihrer keuschen Jugendliebe weggestreift

hatte. Er erschrak vor diesem Gedanken. . . . Nun war es vorbei mit der kindlich frohen Seligkeit, die ihnen die Stunden des Beisammenseins zu einem Fest reiner, ungetrübler Freude gestaltet hatte. Nun würde es wie ein dumpfer Druck auf ihnen liegen und in jedem Wort, in jeder Gebärde lauern, um ihnen auch dieses knapp zugemessene Glück zu vergällen.

Doch Ness war voll gläubiger Hoffnung und wartete geduldig auf den Tag der Erlösung. Das sehnsüchtige Wachsen ihrer Liebe erschreckte sie nicht, da sie fest davon überzeugt war, daß die Zeit einmal kommen mußte, die den Qualen der Entsaugung ein Ende machte.

Eines Tages . . . das häufige Beisammensein der beiden hatte die mühsam verhallene Blut ihrer Liebe zur jäh ausflodernden Flamme

Wanderfegen.

Ich habe hinterm Alltagshaus
Gebrochen ab die Brücken
Und fahre in die Welt hinaus,
Das Ränzeln auf dem Rücken.

Leicht wandre ich ins Land hinein
Mit frischen, frohen Sinnen,
Um mir aus Luft und Sonnenschein
Ein Zauberkleid zu spinnen.

Am Wege durch die blumige Au,
Da reicht mir jede Blüte
Den bunten Kelch voll Duft und Tau,
Zur Labung fürs Gemüte.

Bald nimmt mich auf der grüne Wald
Mit seinen heiligen Hallen
Und läßt mit süßer Allgewalt
Sein lieblich Trostlied schallen.

Dann grüßt der kleine Hochlandsee
Mit wunderbarer Bläue
Und spricht: versenke hier Dein Weh
Und Deine Schuld und Reue.

Zum Licht empor am jungen Strom
Trägt mich die Felsenstiege,
Ich hebe lähn im Fierendorn
Die Schönheit aus der Wiege.

Jetzt um mich her, ein göttlich Bild
Rings reihet sich ans andre
Im Strahlenkleid und Demantschild.
Nun wandre, Auge, wandre!

Nun fliege, Seele, fliege weit
Und preis' in hohen Liedern
Des Wanderheiles Herrlichkeit
Den Schwestern und den Brüdern.

Robert Seidel.

entzündet — waren sie sich wieder in die Arme gepunken und standen Mund an Mund gepreßt in westentrickter Vergessenheit einander gegenüber. Die Wangen braunten in heißer Röte, und der Atem ging schwer, als läge ihnen eine mächtige, drückende Last auf der Brust. Sie waren allein im Zimmer, Toni hatte sich bei Winders Ankunft, wie sie es gewöhnlich tat, geräuschlos entfernt. Vom Lichthof drang durch die vorhangbedeckten Fenster das gedämpfte, matte Licht des vergehenden Tages herein.

„Ness, liebe Ness!“ flüsterte Winder weich und flehend und sah ihr mit heiß verlangendem Blick ins Gesicht.

Ein ängstlich sehnsüchtiger Schauer durchlief sie. „Wir sind verheiratet“, hauchte sie. „Witt Dich, Karl!“ Ihre Augen suchten die seinen mit einem rührend hilflosen Ausdrück.

Er verstand und würdigte diesen stummen Notschrei ihrer Frauenehre, die um edelmütige Schonung flehte, da sie nicht mehr in sich die Kraft fühlte, sich selbst zur Wehre zu setzen. . . .

Trotzdem er nach den vielen vergeblichen Schritten, die er bisher unternommen hatte, die unübersteiglichen Hindernisse kannte, die sich nach dem vorläufig geltenden Gesetz ihrer Verheiratung entgegenstellten, versuchte er's doch wieder von neuem. Noch am selben Tage ging er zu einem bekannten Advokaten und fragte ihn, ob es nicht doch irgendein Mittel gebe, um diesem brutalen Gesetz eine Nase zu drehen.

Der Advokat zuckte die Achseln. Da beide Ehegatten zur Zeit der Scheidung Katholiken waren, ließe sich leider nicht viel machen, sagte er. Was man auch tue, immer riskiere man dann, wegen Bigamie eingesperrt zu werden.

„Oder Sie haben Geduld und warten so lange, bis unsere Ehegesebe in vernünftigem Sinne geändert werden, aber —“ fügte er malitios hinzu, „für Sie und die Dame dürfte es dann, glaub ich, zu spät sein.“

Als Ness das alles erfuhr, fühlte sie, wie durch ihre Hoffnungen ein tiefer Mißgung. . . . Es war vergeblich. Versperrt war der Weg zum erwarteten Glück, das sie wie ein Zerlicht genarrt hatte. Ein verpfushtes, verlorenes Dasein. Zwei Menschen standen trauernd an ihrem eigenen Grabe, am Grabe, das ihre Hoffnungen unbarmherzig verschlungen hatte.

Es gab keinen Ausweg. Resigniert und nutzlos überließ sie sich dieser nur allzu klaren Erkenntnis und verbrachte die Tage in dumpfer Gleichgültigkeit. Wenn sie zur Mutter kam, mußte sie deren ärgerliche Vorwürfe anhören. Sie sollte doch nicht so dumm sein, schalt Frau Wendel, und um Gottes Willen bedenken, daß man von dieser kindischen Herumzieherei mit Winder nicht leben könne. Sie sollte doch dazu schauen. — Eine andere würde es an ihrer Stelle gewiß geheimer anpacken und bei einer so günstigen Gelegenheit schon zu etwas kommen.

Ness gab keine Antwort. Voll Widerwillen wandte sie sich ab. Seitdem sie Winders Liebe gewiß war, fühlte sie den Abstand, der zwischen ihr und den Eltern war, immer weiter und unüberbrückbarer werden. . . .

Das Frühjahr war inzwischen vergangen. Draußen im Gärtdchen hatte der Sommer ein neues, ganz anderes Leben hervorgezaubert. Eine frische, zengende Kraft war plötzlich in die Natur gekommen, alles schien nur da zu sein, um einen Lebenszweck zu erfüllen, neues Leben aus sich spritzen zu lassen. Das Gras, das auf dem Rasen üppig in die Höhe schoß, die Schlehdornhecke, die sich mit runden Früchten bedeckt hatte, der Kastanienbaum, auf dem die kleinen, nachligen Äugeln hingen — sie alle hatten der Daseinspflicht genügt, die ihnen von der Natur vorgeschrieben war. Nun freuten sie sich in der reisenden Wärme des Sommers ihres fruchtbringenden, nützlichen Lebens. Auf den Wänden lockten sich die Vögel mit süßen, heimlichen Lauten, im Glanz der Sonne schwärmten die Mücken wie kleine Stäubchen im glühenden Sonnenstrahl. Fliegen schwirrten summend durch die Luft und suchten sich. Nachts steckte das Glühwürmchen sein Leuchtsignal auf und flog als weit sichtbares, glimmendes Fünkchen durch das undurchdringliche Dunkel — alles hatte die gütige Natur vorgesehen, um jeglichem Lebewesen, Tier oder Pflanze, die Erfüllung seines Daseinszweckes so leicht als möglich zu machen. Keine Kreatur sollte ein nutzloses Leben führen, jede sollte das Dasein genießen und im Genuß dem Kreislauf dienen, dem sie angehörte. Da gab es kein Wesen, das die Natur von der reichen Fülle des Lebens ausgeschlossen, dem sie das willkürlich entzogen hätte, worin ihre schöpferische Kraft, ihre ewige Erneuerung lag, die Liebe. . . .

(Fortsetzung folgt.)



Land und Leute.



Die Windloch-Höhle. War mancher mag eine Tropfsteinhöhle besucht haben, die für den touristischen Verkehr längst erschlossen war. Aber sozusagen als „Entdecker“ in ein unterirdisches Verließ eindringen, das seinem Namen nach wohl vielleicht den benachbarten Ortsbewohnern bekannt, jedoch nur von sehr wenigen wirklich einmal flüchtig betreten wurde, ist schon ein viel selteneres Ereignis. In der oberpfälzischen Hochebene, dem Ausläufer des fränkischen Jura umherstreifend, bin ich auch einmal vom Zufall begünstigt gewesen, eine Tropfsteinhöhle, deren es ja in dem vorgenannten Gebirgszug unzählige gibt, eingehend untersuchen zu können. Sie liegt etwa eine halbe Stunde von Alfeld, einem Bauerndorfe zwischen Herzbrunn und Sulzbach und führt im Volksmund die Bezeichnung „Schwarzenberg“ oder „Windlochhöhle“. In Begleitung zweier junger Dorflehrer und eines Photographen habe ich sie damals zweimal besucht. Zu diesem Zweck hatte ich besondere Vorkehrungen getroffen. Am Eingang — nur ein enger, abschüssiger Trichter — wurde das Ende einer Rolle mit starkem Bindfaden befestigt, die nun mitgenommen wurde. Ebenfalls steckten wir vom Ausgangspunkt an auf dem ganzen Wege, den wir zu machen hatten und der voraussichtlich im Fickzack in unbekannte Tiefen führen würde, brennende Kerzen aus, damit uns das Wiederherausfinden erleichtert und auch zugleich das Terrain ein wenig beleuchtet wäre.

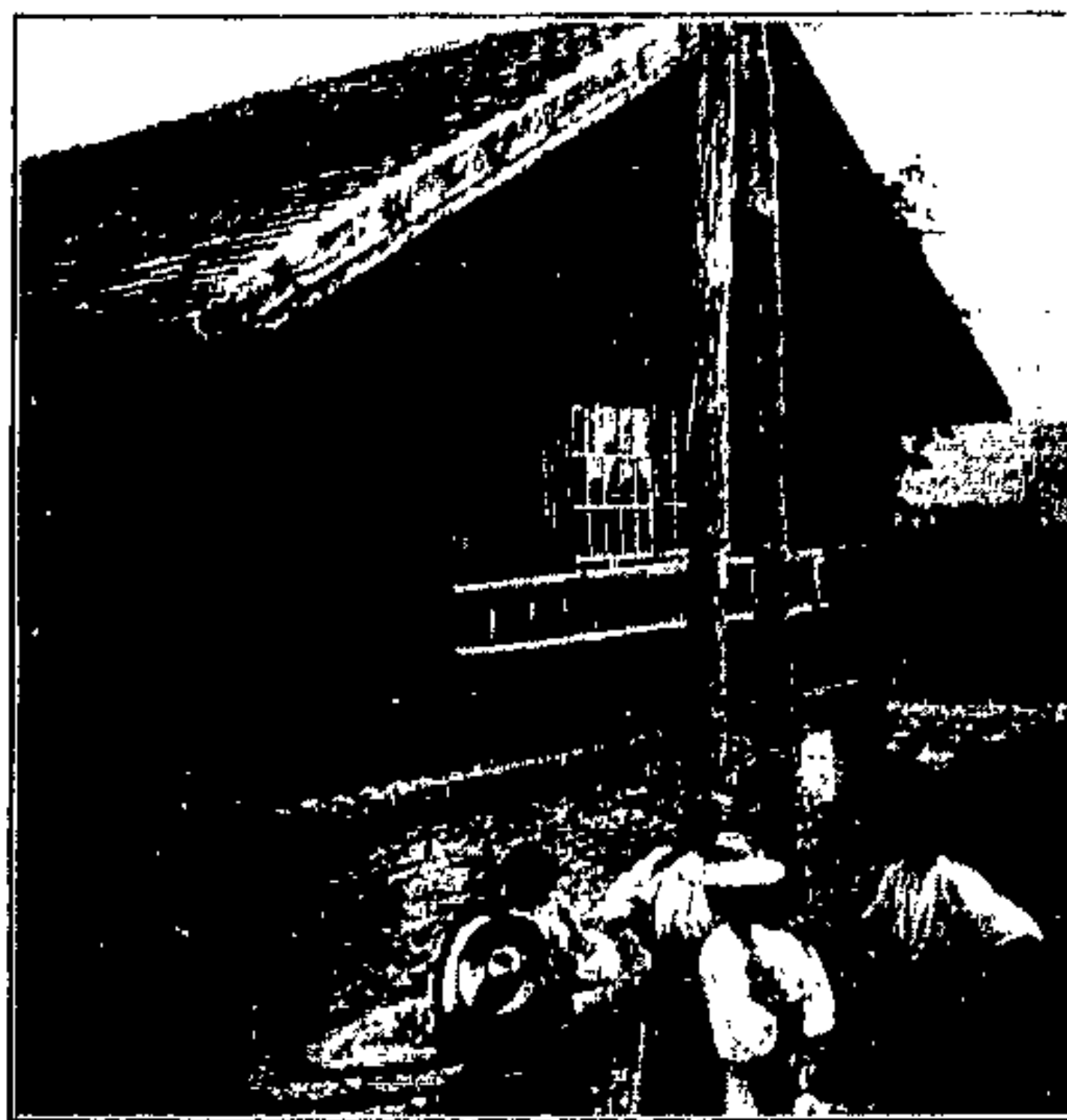
Zunächst gelangten wir in eine riesige Höhle, deren Durchmesser mit 80 Meter, deren Tiefe mit 60—70 Meter wohl nicht zu hoch angeschlagen sein dürfte. Kolossale Felsplatten bis zu 40 Quadratmeter Breitfläche liegen nebst zahllosen Steintrümmern, die sich einst von der Tonnenwölbung, diese bildend, losgelöst haben, umher. Auch einzelne Stalaktiten, von der Größe eines Zuckerkohles, die, man sieht es an den Narben in der Wölbung, einst wohl dort als Zapfen herunterhingen, sind unter dem Steingeröll zu finden. Nachdem wir etwa 15 Minuten lang in einem Neigungswinkel von ungefähr 40 Grad links abwärts geklettert waren, kamen wir zum Grunde der Höhle. Hier stiegen wir wieder auf zwei Gewölbe, ein großes und ein kleines. Von der Decke hingen viel hundert Fledermäuse herab, die uns, durch den Kerzenschein und einige Magnesiumfeuer vom Winterschlaf aufgeschreckt, in dichten Scharen umschwärmten, dermaßen daß wir genötigt waren, unsere Hüte durch Tücher festzubinden und schützend beide Hände vor Mund und Augen zu halten; auch schwirrten die ängstlichen Tiere durch unsere Lichter, so daß diese mehrmals verlöschten. Sobald wir sie aber wieder entzündeten, ging der Spektakel von neuem los. Trotzdem gelangen mehrere Blüchtaufnahmen dieses Raumes, wie anderer interessanter Objekte.

Die rechte Seite dieser großen, unstrittig älteren Höhle ist verschüttet; gleichwohl lassen sich hier Gänge vermuten, die vielleicht zu interessanten Entdeckungen führen würden, weil solche Trichter und Schächte im Jura sich in der Regel weit auszuweiten pflegen. Hinter der alten Höhle kamen wir, zum Teil mittelst Stricken, an denen wir abwärts kletterten, in tiefer gelegene Gänge, die — bald offener, bald aber auch wieder sehr enge, so daß sie jedes Weiterkommen oder Hindurchschieben unmöglich machen — Tropfsteingebilde jüngeren Alters aufzeigen. Das eine hat die Form eines regelrechten Butterfassens, das andere gleicht einer Kirchenlanze; beide sind sehr schön. Hier bemerkten wir auch frische Ansätze von Stalaktiten. Der unaufhörliche Fall der Sintertropfen von den Wölbungen in dieser unheimlichen Stille hat etwas Geheimnisvolles; es ist ein ewiges Raunen und Rauschen, gleichsam wie von Geisterstimmen aus dem Innern der Erde.

Jedenfalls dürfte früher ein weiteres Vordringen möglich gewesen sein, da man von größeren Wasserbeden in unabherrlicher Tiefe erzählt. Ich habe, so weit ich vordrang, nichts entdecken können, als mehrere Trichter, die weiterzuführen scheinen. Durchzwängen konnte man sich nicht; dagegen warfen wir Steine hinein, die, nach ziemlicher Pause, unten auf Wasser aufschlugen, was als Beweis für das Vorhandensein von Sammelbeden gelten kann. Daß übrigens der Alfelder Bach hier seinen Ursprung nimmt, ist ausgemacht. Ein altes Büchlein, 1780 in Augsburg gedruckt, weiß sogar von „Sturmwinden“ zu erzählen, die, wenn sie aus der Höhle hervorbrechen, „starke Gebäude, Päume usw. zu Boden werfen“. Ebenso spricht es von unterschiedlichen, starken Brunnen, „böse Brunnen“ genannt, die nicht allein eine gewisse Feuerung voraussetzen, sondern auch verjähren, so lange sie fließen, so lange werde die Feuerung dauern, und wie sie jederzeit

ihren Lauf verstärken, also werde auch die Feuerung zunehmen; wenn sie aber beginnen zu verjähren, so verändert sich auch die Feuerung, bis sie ganz trocken werden und also etliche Jahre verbleiben. Von all dem ist natürlich nichts tatsächlich, als die — Phantasie des Chronisten. Aber daß einstmal hier die germanischen Rechtswohner gehaust haben mögen, ist sehr wahrscheinlich. Ueber der Höhle soll auch eine germanische Opferstätte gestanden haben. Von Seiten des germanischen Museums in Nürnberg hat man zu Lebzeiten des Direktors Essenwein die Absicht gehegt, über und in der Höhle Nachgrabungen zu veranstalten; seit dem Tode des Genannten wurde die Idee aber nicht wieder aufgenommen. Sicher ist, daß die Windlochhöhle zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, der gerade um Alfeld herum mehrere blutige Scharnmühl lieferte, und später allerlei Gesindel zum Unterschlupf gedient hat; denn die Alfelder Pfarrmemorabilien, die mir handschriftlich zur Einsicht vorgelegen haben, wissen mitzuteilen, daß einem Pfarrr Paul Martin Dertel (1709—24) vermutlich wegen seiner kühnen Worte von der Kanzel „von den Mäubern, so sich damals auf dem Lande und sonderlich in und um Alfeld aufhielten, nachgestellt und verschiedentlich gedroht wurde, weshalb er sehr bald verzog.“

Der gegenwärtige Zustand der Windlochhöhle macht deren Besuch äußerst schwierig, dennoch wäre zu wünschen, daß sie allgemeinem Zugang erschlossen würde, um solcherweise das Gebiet der Jurahöhlen um eine vielleicht überraschend interessante Sehenswürdigkeit zu bereichern. — ek.



Haus in der Pusta.

In der ungarischen Tiefebene. Flachland, soweit das Auge sieht. Felder und Weideplätze, Wiesen mit einem dunkelgrünen Rasenteppich. Und auf diesen Wiesen zahllose Herden: Pferde, Schafe und breitgehörnte Künder. Die Wege und Straßen erkennt man in diesem Flachland nur an den Wagen Spuren. Sie sind grasüberwachsen, wie das Wiesen Gelände, das sie durchschneiden. Eine schwermütige Monotonie träumt über dieser Ebene, die still in der stirrenden Zulkommenglut daliegt. Nur manchmal zittert ein Lied aus der Ferne herüber. Seine Töne sind schwermütig und langgezogen, schwingen wie Seufzer und vergehen in verirrender Sehnsucht.

Hier und da hebt sich ein Haus, ein Gehöft oder eine Schenke. Tief herab hängt das Strohdach. Die Wände sind Holz. Nur die wohlhabenderen Besitzer bauen in Fachwerk. Der charakteristische, hohe Ziehbrunnen fehlt bei keinem dieser Häuser. Schwarz und drohend streckt er seinen riesigen Querbalken gen Himmel. Dieser Querbalken ist das Wahrzeichen der Pusta. Nach ihm, der weithin sichtbar, richtet sich der Dikt und der Wanderer. Weiden ist er Wegweiser in der pfadlosen und spärlich besiedelten Steppe.

Primitiv schaut es in diesen Häusern aus, die meist nur einen einzigen Wohnraum besitzen. Auf den Bänken, die sich die Wände des Nischenraumes entlang ziehen, sitzt man am Tage und schläft man zur Nacht. Nicht immer ist die Herdstätte in einem eigenen Raume untergebracht. Oft wird der Wohnraum, von dessen Decke an ruzigen Ketten ein mächtiger Kochkessel herabhängt, vom Qualme brennenden Holzes verräuchert. Das liebe Vieh geht gleichfalls ein und aus und benutzt den Raum nach Belieben. Speisereife gibts da immer. Von ihnen säubert das Führerwolk den gestampften, nur selten überdielten

Lehm Boden, oder ein paar rosige Ferkelchen verfrachten sich in den kühlen Schatten unter den Seitenbänken. Das ist die Poesie der Pusta, in die sich der Fremdling nur selten verirrt. Sie hat nichts Lachendes, nichts Grandioses und Bezwingendes. Die Monotonie dieses Flachlandes spricht nicht zu Jedem. Wenn sie sich aber offenbart, dem weiß sie Vieles und Eigenartiges zu sagen — Eigenartiges, wie es die Zigeuner in ihren Klagen, schwere mühtigen Weifen festgehalten haben. —

Die Schwammfischerei auf den Bahama-Inseln. Der Schwamm — ähnlich dem Korallenstock im lebenden Zustande eine Tierkolonie — ist ein Produkt, das in mühevoller Arbeit den Fluten des Meeres entrissen wird. Man findet die Schwämme in allen Breiten, bald in bedeutender Tiefe, bald der Oberfläche mehr oder weniger nahe, bald sogar auf Felsen, die abwechselnd von der Flut bedeckt oder verlassen werden. Die bedeutendsten Schwammfischereien sind im Archipel auf Maros und den benachbarten Inseln; besonders leben die Bewohner der Inseln Syme und Mikaria fast allein von Schwammfischen. Auch auf Korsu und an der daromalischen Küste, bei Tunis und Algier werden Schwämme gefischt. In großem Maßstabe wird die Schwammfischerei in den Gewässern der Bahama-Inseln betrieben.

Die Schwammfischerei beschäftigt hier fast während 6000 erwachsene Männer und Knaben, die sämtlich von dunkler Hautfarbe, zum Teil Neg. und größtenteils Eingeborene sind. Sie betreiben diese Industrie ihr ganzes Leben lang, meistens ab Knaben anfangend, darin zu Männern heranreifend. Sie leben sie fort, solange sie deren Mühseligkeit und Strapazen auszuhalten imstande sind. Ein Anzahl kleiner, offener Boote begleitet die Fischer. Die Eigentümer der ersteren treten einen Anteil des Ertrages den Schiffsbesitzern dafür ab, daß diese sie nach den Schlammeingriffen schleppen und ihnen die Benutzung der Schiffsräume gestatten, wobei dazu zu Tage geförderte Schwammmaterial von der übrigen Schiffsladung getrennt bleibt.

Die Schwämme werden mittels einer Stange, an deren Ende sich ein eiserner Haken befindet, von ihrem Standorte auf dem Meeresboden abgerissen und heraufgeholt. In größeren, als durch die Stange erreichbaren Tiefen muß der Taucher behufs Gewinnung der Schwämme auf den Meeresboden hinabsteigen, was aber nicht sehr häufig vorkommt. Das „Wasserglas“ ist ein unumgänglich nötiger Gegenstand, um den Meeresboden auf Schwämme zu untersuchen. Es besteht aus einem hölzernen Kienus, an dessen einem Ende sich ein Glas befindet, während das andere offen ist. Es ist dieses Kienus ungefähr 18 Zoll lang, und, indem er das Glasende nur eben unter die Wasseroberfläche taucht und durch das offene Ende hinabschaut, gewinnt der Manipulant einen klaren Ueberblick des Seebodens mit der freien, durch das Glas nicht in Anspruch genommenen Hand, durch die Stange hinab, sobald er Schwämme sieht, reißt er den ausgewählten von seinem Naturbette ab und hakt ihn ein.

Von seinem Lagerplatz weg hat der Schwamm nicht dasselbe Aussehen, wie wenn er zum Gebrauch hergerichtet ist; all seine feinen Eigenschaften sind unsichtbar, er ist schwer, mit feiner dunkeln, klebrigen Masse verfilzt, und äußerlich mit einer dichten Haut bekleidet. Diese fremden, gelatineartigen Substanzen werden durch Macerieren mit Wasser entfernt, worauf unser wohlbekanntes Badegefährte zum Vorschein kommt. Wenn man einen Schwammklumpen vor der Reinigung in einen Behälter mit Salzwasser steckt und mit einem Vergrößerungsglas den mittleren Teil des Schwammkörpers untersucht, bemerkt man etwas, einem feinen Spinnweben ähnliches, das sich vom Mittelpunkt aus nach außen hin verzweigt, und woraus sich Luft entleert. Aufmerksamere noch untersucht, gewahrt man eine unermessliche Anzahl sehr kleiner Poren, durch die die Nahrung, Infusorien und andere Organismen, eingenommen werden.

Nachdem die Schwämme ihrem Naturbette entnommen sind, werden sie alle sortiert und nach den verschiedenen Arten und Qualitäten getrennt. Nach erfolgter Macerierung müssen sie gepulvt oder beschnitten, wie man es nennt, ferner in Ballen gepackt, gepreßt und zur Verschiffung in Leinwand eingeschlagen werden.

Der Preis der Schwämme an Ort und Stelle wechselt zwischen 25 Cents und 1 Dollar 20 Cents das Pfund; der feine, sogenannte „Wollschwamm“ ist der teuerste, während die gelben und die als „Sandschwämme“ bekannten die billigsten Gattungen repräsentieren. j. w.

Nachdruck des Inhalts verboten!